

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1932

19 (23.1.1932) Wissenschaft und Bildung Nr. 4

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung (Badischer Staatsanzeiger) Nr. 19

Nr. 4

Samstag, den 23. Januar

1932

Seit Bley zum Gedächtnis

Einiges über sein Freundschaftsbündnis mit Hermann Löns

Von Adolf Glupe, G.D.

Die Tierdichtung verfügt innerhalb der Literatur über einen mit engen Raum und im Bereich der Kunst über nicht allzu viele Stücke. Wenn daher jemand die Mehrzahl der Tiergeschichten, die im letzten Vierteljahrhundert geschrieben worden sind, nicht den Werken der Kunst zurechnet, so tut er das zweifellos mit gutem Grunde. Freilich kann eine Tiergeschichte ihrem Wesen und ihrem Wert nach genau so wichtig sein, wie ein anderes episches Werk; denn eben als Schöpfung neben den Werken der Schöpfung reißt sie sich ein unter die Werke der Kunst.

Bei den Männern, die sich ein unanfechtbares Recht auf den Titel eines Tierdichters erwerben, fällt als merkwürdig auf, daß sie unter den Dichtern ihrer Zeit nicht zugleich die größten waren. Wenn sie — mindestens im Gebiet der Literaturwissenschaft —, ihrem Namen den Ruhm der Unsterblichkeit errangen, so gelang ihnen das vornehmlich durch ihr Schaffen als Naturdichter. Während sie von des Tieres Leben erzählten, und in des Tieres Eigenwelt hineinversetzten, zeichneten sie ein Weltbild, das unverkennbar die Züge der Wahrhaftigkeit und der Größe trug. Und ihre Tiergeschichten waren insoweit vollgültige Kunstgaben, als sie durch die Mittel der Kunst Lebensgestaltungen darboten, die — wie schon gesagt —, etwa im gleichen Maße über Weltweite und Weltinnigkeit verfügten, wie die Werke der Schöpfung selbst.

Die deutsche Tierdichtung nimmt in der Weltliteratur einen bevorzugten Platz ein. Aber innerhalb der Gruppe der deutschen Tierdichter können nur sehr wenige auf die Würde eines Meisters und Vorbildes Anspruch erheben. Daß Hermann Löns hier zu nennen ist, dürfte bei niemandem einem Zweifel begegnen. Daß hier noch ein zweiter Dichter von keineswegs geringerem Range genannt werden muß, ist aber noch immer nicht allgemein bekannt. Der am 2. Oktober 1931 in Berlin verstorbenen Fritz Bley, war nicht nur der Altmeister der deutschen Tiergeschichte, sondern auch der Großmeister der deutschen Tierdichterkunst.

Beide Männer (Fritz Bley 1853—1931, Hermann Löns 1866—1914), die das Werk einer deutschen Tierdichtung erschufen, indem sie an ihm schufen, sind nun tot. Ein eigenartiges Geschick hat es bewirkt, daß sie, die sich im Schaffen ehrlich suchten, sich im Leben niemals trafen. Obwohl der Ältere, als er über das Freundschaftsbündnis wertvolle Aufschlüsse gab, sich seiner Sendung als kosmischer Dichter wohl bewußt war, ließ er doch die weitaus größeren Erfolge des Jüngeren neidlos gelten. Auf den ausführlichen Bericht, den Fritz Bley im April 1923 (in *Veihagen* und *Klafings Monatsheften*) veröffentlichte, soll hier hingewiesen und einiges daraus beiläufig mitgeteilt werden.

Als die Leipziger Verlagsbuchhandlung R. Voigtländer der Braunschweiger Zoologen Hermann Meerwarth

* Fritz Bleys wichtigsten Bücher sind: „Von wechselftem Wandwilde“, „Von nordischen Urwilde“, „Von Edelen Hirsche“ (R. Voigtländer, Leipzig), „Der Harzhirsch und seine Bergwelt“ (R. Eckstein Nachf., Leipzig), „Wildtafeln“ (Otto Paulmann, Wernigerode).

beauftragte, ein großes Sammelwerk mit „Lebensbildern aus der Tierwelt“ herauszugeben, da berief er sich einen Stab von Mitarbeitern, unter denen Fritz Bley und Hermann Löns die bedeutendsten waren. Der von Fritz Bley für die gemeinsame Arbeit aufgestellte Grundsatz „Wenn wir zu spielen scheinen — so scheint es nur, es geht fürs Vaterland!“, bildete auch die Grundlage für die zwischen Fritz Bley und Hermann Löns sich schnell knüpfende und in gegenseitiger Hochachtung und Herzlichkeit fortgeführte Freundschaft. Während die beiden von ihrer Arbeit her Erfahrungen miteinander austauschten, bemerkten sie bald, daß sie trotz ihrer Verschiedenheiten in Charakter in einem Wesentlichen übereinstimmten: in dem Bestreben, die Dinge der Natur durch Verfeinerung und Begeisterung zu lebendiger Gestaltung zu bringen und die darzustellenden Tierpersönlichkeiten durch die Kennzeichnung ihrer Eigenart und die Beachtung ihrer Beziehungen zur Umwelt zu vollgültigen Vertretern der Gattung zu erheben.

Der Zeitpunkt, an dem die beiden Dichter sich zu einem Arbeits- und Freundschaftsbündnis zusammenschlossen, dürfte in der ersten Hälfte des Jahres 1908 gelegen haben. Da Fritz Bley seit 1905 Herausgeber der „Zeitfragen“ war, so konnte er dort nachdrücklich auf die Schöpfungen seines Freundes aufmerksam machen und beispielsweise viele der Lieder, die 1911 im „Kleinen Rosengarten“ erschienen, erstmals veröffentlichen. Er tat das gern und in der Überzeugung, daß der damals erst in engeren Kreisen bekannte Hermann Löns —, weil er danach trachtete, das eigene Geschick in all seinen Schwestern mit Rosen zu umwinden und das Weltgeschehen in der Naturgeschichte und in der Völkergeschichte zu erfassen — in einer tieferen Bedeutung Dichter sei. War es doch gerade das Suchen nach allseitigen Zusammenhängen in jeglichem Lebensbereich, worin Fritz Bley sich aufs innigste mit Hermann Löns verbunden fühlte. So fanden sowohl der *Kansbur-Roman* als auch der *Behrwoolfroman* in Fritz Bley einen tapferen Vorkämpfer. Denn keinem der beiden Freunde war die bittere Erfahrung erspart geblieben, daß in Deutschland die Männer am meisten mißverstanden und gemieden werden, die dem Volke aus der Vergangenheit her geschichtliche Wahrheiten offenbaren wollen und sich bemühen, von der Gegenwart aus die Zukunft zu erschleiern. Nun war Hermann Löns mit dem „Behrwoolf“ ein glücklicher Wurf gelungen, wie ihn Fritz Bley mit seinem *Sarzer Roman* „Ans Herz der Heimat“ schon 1883 mit nicht gleichem Erfolge zu tun versucht hatte. Für beide Dichter war das „Herz der Heimat“ der Leitstern ihres armen Lebens gewesen. Sie hatten sich im alltäglichen Frondienste des Zeitungsmannes und dem Parteilichem zuliebe nicht dazu herabwürdigen lassen, den Blick von den heraufziehenden Gefahren abzuwenden.

Da sie zudem aus Lockung und Drang heraus Naturfreunde und Jäger von solcher Art waren, daß sie in den noch ursprünglich gebliebenen Teilen der deutschen Landschaft das letzte Heiligtum der deutschen Seele verehrten, so wollten und mußten sie in einer Tiergeschichte mehr bieten als bunte Augenblicksbilder und lebendige Photographien. Sie sahen in jedem Geschöpf ein heimatgeborenes und heimatgebundenes Lebewesen, das sich individuell und gattungsmäßig von seinen Anlagen her durch selbstgewonnene Erfahrungen zu einer Tierpersönlichkeit entfaltete.

Sie schilderten Tierleben nicht, weil sie in der Kunst der Veranschaulichung und Verständlichmachung etwas überaus Tüchtiges leisten wollten, sondern weil sie auch das Naturleben als ein sinn-durchwaltetes Ganzes empfanden. Über die Verschiedenartigkeit ihres Wesens hinweg schufen sie ihre Werke nahezu gleichartig aus dem, worin sie innerlich und äußerlich heimisch waren. Sie gaben der Heimat wieder, was sie ihr verdankten.

Den Bericht über seine Freundschaft mit Hermann Löns beschließt Fritz Bley mit diesen Worten: „Um unsere Gräber mag, wenn unsere Namen längst vergessen sein werden, etwas wehen von der Klage um verlorene deutsche Heimat und redlichen Arbeitsfrieden, wie wir ihn unserem deutschen Volke und der alten niederländischen Vaterheimat hatten retten wollen.“

Was er da fund tut, ist ein durch Bedauern und Verzichten tief herabgemindertes Wünschen und Hoffen. Für Hermann Löns gingen die bescheidenen Wünsche dieser Zukunftserwartung in Erfüllung, ehe er in französischer Erde die endgültige Ruhestätte fand. Für Fritz Bley begannen sie sich mit dem Augenblicke zu erfüllen, da seine Asche auf dem — von Potsdam nicht weit entfernten — Waldfriedhof Stahnsdorf beigelegt wurde. Doch war diesem Wünschen und Hoffen — während die Namen der Dichter unvergessen sind —, nicht nur im wörtlichen Sinne Gewährung beschieden! Denn Fritz Bley und Hermann Löns sicherten durch ihre geistige Vaterschaft das Weiterbestehen der deutschen Tierdichtung, die nun vornehmlich um des Tieres willen und nicht eigentlich um des Menschen willen Naturleben darstellt und dabei nicht um äußerer Reize willen den menschlichen Betrachterstandpunkt verläßt. Der letzte Wert einer Tiergeschichte liegt ja nicht in der Feststellung, Verknüpfung und Formung irgend welcher sondernatürlichen Tatsachen, sondern in einer eindringlichen Deutlichmachung der über- und durchgreifenden Allbedingtheit ihrer Geschehnisse. Auch die Tiergeschichte hat im Kosmos ihre Schauplätze, sie zeigt Ausschnitte aus der Erdgeschichte und aus der Weltgeschichte. Der Tierdichter hilft den Lesern seiner in einer Naturwirklichkeit sich abspielenden Erzählung dazu, daß sie Weltgeschehe sowohl erahnen und erleben, als auch deren Wesen und Wirken erkennen und verstehen.

Weil nun Tierdichtung, die mit gutem Grunde mehr sein kann und will als billige Heimat- und Volkskunst und ebenfalls mehr als nur unterhaltende oder belehrende Literatur, von sorgfältiger und vielfältiger Beobachtung ausgehen muß, aber nicht beim Sammeln und Ordnen der Beobachtungsergebnisse verweilen darf, so werden unter den Erzählern von Tiergeschichten stets mehr Schilderer als Dichter vorhanden sein. Ein einzelnes, für sich stehendes Bild aus der Natur oder von der Natur läßt sich viel leichter ausführen, als ein Gesamtbild, dessen Hintergründe nahezu zusammenfallen mit dem Kraft- und Linienwerk des Weltganzen, das für den Mensch immer geheimnisvoll und unermeßlich bleibt. Zu den Stätten, wo die sterblichen Reste der Väter der deutschen Tierdichtung ruhen, werden mithin wohl viele Bewunderer ihre Geistesgrüße entsenden, aber nur wenige Erben. Unter den Stimmungen, die in diesen Grüßen schwingen, gewinnt notwendigerweise das Gefühl der Dankbarkeit mehr und mehr die Vorherrschaft vor dem Gefühl der Trauer, dem einstweilen noch die stärkere Gewalt innewohnt.

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Künstlicher Regen

Seit Jahrhunderten hat man sich bemüht, eine Methode zur willkürlichen Beeinflussung des Wetters ausfindig zu machen. Vor allem erstrebte man die künstliche Erzeugung von Regen, da langanhaltende Trockenheit für die Landwirtschaft bekanntlich noch weit verhängnisvoller ist, als ein Übermaß an himmlischem Raß. Viel herausgekommen ist bei diesen Versuchen allerdings nie, so daß man sich schließlich daran gewöhnt hatte, allen Experimenten zur willkürlichen Wetterbeeinflussung von vornherein mit einem ironischen Lächeln zu begegnen. Man soll jedoch heute im Zeitalter der Technik nichts für unmöglich halten. Dieser Satz hat sich auch im vorliegenden Fall wieder einmal bewährt, denn zuverlässigen Nachrichten aus Amsterdam zufolge, ist es dem holländischen Professor *Beerart* vor kurzem tatsächlich gelungen, auf künstlichem Wege Regen zu erzeugen. Regen entsteht bekanntlich durch bläßliche Abkühlung der Atmosphäre, wodurch die Aufnahmefähigkeit der Luft für Feuchtigkeit herabgesetzt wird und der Überschuß in Form von Tropfen zur Erde fällt. Das Verfahren Prof. *Beerarts* besteht nun darin, diese Abkühlung der Luft willkürlich hervorzurufen. Er benutzt dazu eine eigens für diesen Zweck erfundene „Kältemischung“, bestehend aus pulverisiertem Eis, das durch darunter gemengten Kohlenäureäther auf eine Temperatur von zirka 50 unter Null gebracht ist. Diese

Mischung wird in Säcke gefüllt, in ein Flugzeug geladen und aus einer gewissen Höhe langsam und gleichmäßig ausgeleert. Hierdurch werden die Luftschichten unter dem Flugzeug so stark abgekühlt, daß alle Voraussetzungen für die Bildung von Regentropfen erfüllt sind. Natürlich hat auch Prof. *Beerart* anfangs mit mancherlei Fehlschlägen und Mißerfolgen zu kämpfen gehabt; nicht alle Versuche gelangen. Soweit es sich bis jetzt beurteilen läßt, ist es auch mit Hilfe des neuen Verfahrens nicht möglich, aus völlig wolkenlosem Himmel Regen hervorzuzaubern. Sind dagegen nur ganz geringe Ansätze zur Wolkenbildung vorhanden, tritt der Erfolg mit fast absoluter Sicherheit ein. Und das will immerhin schon etwas bedeuten.

Ein Stoff, der isoliert und leitet

Eine wichtige Neuentdeckung für die Elektrizität ist der sogenannte *Thyrit*; deswegen nämlich, weil er nicht nur einen ausgezeichneten Isolator, sondern zugleich auch einen guten Leiter für den elektrischen Strom darstellt. Die Herstellung ist sehr verwickelt, das Hauptausgangsmaterial ist Siliziumkarbid. In der Hauptsache findet *Thyrit* als Isolator für elektrische Fernleitungen Verwendung, weil er Stromverluste verhindert und bei einem Blitzschlag in eine solche Fernleitung — ähnlich wie ein Blitzschutzgerät an der Radioantenne — die durch den Blitz übertragene elektrische Energie leicht in die Erde leitet. Worauf diese Fähigkeit, einmal als Isolator, einmal als Leiter aufzutreten, beruht, ist noch nicht zur Gänze bekannt, wahrscheinlich aber auf die eigenartige

Struktur des Materials zurückzuführen, die der Niederspannung einen Widerstand entgegensetzt, bei Hochspannungen dagegen zum Leiter wird.

Ein Massengrab von Ur-Elefanten entdeckt

In letzter Zeit sind mehrfach interessante Knochenfunde vorzeitlicher Mastodonten bisher unbekannter Art gemacht worden. Das sind Verwandte des Elefanten. In der östlichen Mongolei ist die Zentralasiatische Expedition des Amerikanischen Naturgeschichtlichen Museums unter der Leitung von Roy Chapman Andrews bei Ausgrabungen unter anderem auf eigentümliche plattenförmige Tierzähne von gewaltigen Ausmaßen gestoßen. Diese sahen am vorderen Ende eines bis zu 2 Meter langen schaufelförmigen Unterkiefers. An ein- und derselben Fundstelle sind die fossilen Reste von zirka 40 jener merkwürdigen Tiere ausgegraben worden. Ein Zusammenbau der Knochen zeigt im großen und ganzen das Bild eines Elefanten, den das urzeitliche Mastodon aber an Körpergröße und Masse weit übertrifft hat, und von dem er sich eben durch die schaufelförmige Kieferbildung stark unterscheidet. Schon 1928 hatte die Zentralasiatische Expedition in der Mongolei die vorzeitliche Existenz eines großen Sees von der Ausdehnung des Michigansees nachgewiesen, dessen Klüften gegebene Fundstellen alter Tier- und Pflanzenreste sein mußten. Das Massengrab der Elefantentiere war nach dem Berichte von Chapman Andrews vor 2 Millionen Jahren — die Zahl ist wohl etwas hoch gegriffen — eine jumpige Nebenbucht dieses Sees, der natürlich schon lange ausgetrocknet ist. Hierher

Ein Deutscher als Organisator der Edison-Gesellschaften

Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß in der wirtschaftlichen Verwertung der Edison'schen Erfindungen auf dem Gebiete des Elektrizitätswesens in Amerika ein Deutscher in hervorragender Weise beteiligt war. Es handelt sich um den im Jahre 1835 in Speyer geborenen Heinrich Hilgard, der sich in Nordamerika, wohin er 1853 von der Universität Würzburg weg ausgewandert (man kann auch sagen durchgebrannt) war, Henry Willard nannte. Nach wechselvollen Schicksalen als Journalist und Kriegsberichterstatler im Sezessionskriege schlang er sich zu einer der ersten Finanzgrößen des damals in rapider Entwicklung stehenden Landes empor und wurde der Erbauer zahlreicher Eisenbahnen und Präsident der Oregon Railway and Navigations-Company und der Northern Pacific. Als solcher hatte er schon im Jahre 1880 den neubauten, für den Verkehr auf dem Columbiafluß und dem Stillen Ozean bestimmten Nacht-dampfer seiner Gesellschaft „Columbia“ mit Edison'schen „Glühlichtern“ versehen lassen, und so war dieses Schiff tatsächlich das erste Fahrzeug der Welt, das elektrisch beleuchtet in See ging.

Wenige Jahre, nachdem dieser Eisenbahnkönig (1883) das gewaltige Werk der Northern-Pacific-Bahn, einer Linie von mehr als 2000 englischen Meilen Länge vollendet hatte, wurde Hilgard-Willard einer der ersten Direktoren der ursprünglichen Edison Light Co., welche die Patente für „Glühlichter“ erwirkt hatte. Wie er selbst in seinen „Lebenserinnerungen“ schreibt, war sein Vertrauen auf den Wert dieser Edison'schen Erfindung so groß, daß er seine Aktien selbst dann nicht verkaufte, als sie auf das 40fache ihres Nennwertes gestiegen waren. In Berlin hatte Willard im Jahre 1888 die Bekanntschaft Werner Siemens, des berühmten Entdeckers und Erfinders auf dem Gebiete der Elektrizität gemacht, der später das Haupt der Firma Siemens & Halske wurde, sowie die der Leiter der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft. Vor seiner Rückkehr nach New-York machte er den Genannten und dem hinter ihm selbst stehenden Konjunkturm den Vorschlag, ihre Interessen zu verbinden und sich auch in den Vereinigten Staaten auf elektrischem Gebiete zu betätigen, gemeinschaftlich mit den schon bestehenden amerikanischen Interessen. In Verbindung mit bedeutenden Firmen New-Yorks entwarf er einen Plan zur Absorbierung aller Edison'schen Licht- und Fabrikgesellschaften in eine einzige Korporation mit neuem Kapital zur Herstellung elektrischer Apparate in großem Maßstabe. Aus dieser Vereinigung erwuchs die Edison General Electric Co., die im April 1889 mit einem Kapital von 12.000.000 Dollars organisiert wurde. Von diesem Kapital besaßen Hilgard-Willard und seine deutschen Freunde mehr als die Hälfte. Er wurde Präsident der neuen Gesellschaft und hatte dieses Amt bis zum Sommer des Jahres 1892 inne. Sein Ausscheiden war durch die Konsolidierung der Edison General Electric Co. mit der Thomson-Houston Electric Co., aus welcher die General Electric Co. hervorging, bedingt worden, da er mit dieser Verschmelzung nicht einverstanden war. Daß seine Ansicht über diesen Punkt die richtige war, erhellt aus der Tatsache, daß die General Electric Co. anderthalb Jahre später vorübergehend in die Brüche ging.

Wie Heinrich Hilgard-Willard, wie schon bemerkt, der erste war, der einen Dzeandampfer mit einer elektrischen Lichtanlage versehen ließ, so hatte er von vornherein festen Glauben an die Verwendbarkeit der Elektrizität für den allgemeinen Verkehr, was damals noch in weitesten Kreisen bezweifelt wurde. So wurde auch unter seiner

Präsidentenschaft das elektrische Straßenbahnsystem und das anderer Bahnen beträchtlich entwickelt. Auch war er schon damals überzeugt, daß mit der fortschreitenden Verwendung der Elektrizität als Triebkraft für Verkehrsmittel diese früher oder später statt des Dampfes in Fabriken und auf den Eisenbahnen eingeführt werden würde. Von diesem Gedanken geleitet, berief er im Januar 1892 in New York eine Versammlung von Elektro-technikern und Eisenbahnspezialisten zusammen, um über das Problem zu beraten, den elektrischen Betrieb auf den Endstrecken der Northern Pacific in Chicago sowie auf einigen der Zweigbahnen der Hauptlinie einzuführen; doch wurde dies zu damaliger Zeit noch nicht für zweckmäßig erachtet. Eine seiner Erzeugnisse waren auch die, daß er sämtliche Straßenbahnlinien in Milwaukee an sich brachte und auf allen diesen an Stelle der Pferde Elektrizität treten ließ, worauf er diese Linien mit den Interessen der elektrischen Beleuchtungsgesellschaften zu einer Korporation verschmolz. Das Resultat war, daß zum ersten Male in den Vereinigten Staaten von einer Zentralfabrik aus Licht und Triebkraft für Verkehrsmittel und andere Zwecke verteilt wurden, wie ja überhaupt die Entwicklung der Elektrizitätswirtschaft in den späteren Jahren den Ideen dieses genialen Finanzmannes und Tatmenschen in allem Recht gegeben hat. R. S.

Warum treiben wir Hirnforschung?

Von Prof. Dr. Oskar Vogt,

Kaiser-Wilhelm-Institut für Hirnforschung, Berlin-Buch

Die Zwecke, die wir im Kaiser-Wilhelm-Institut für Hirnforschung verfolgen, sind entsprechend der Not unserer Zeit ausschließlich auf Förderung des Volkswohls eingestellt. Das spezielle Ziel unseres Instituts ist die Höherzüchtung des geistigen Menschen, die Förderung sozialnützlicher und die Hemmung schädlicher Eigenschaften der einzelnen seelischen Persönlichkeit und im Rahmen dieses Strebens die Verhinderung sonst schicksalmäßiger Entwicklungen zum Geisteskranken oder zum Verbrecher. Voraussetzung dieser Ziele ist die Erkennung der Leistungs- und der Vererbungsstadien sowie der Beeinflussungsmöglichkeiten des einzelnen Menschen.

Ein Teil dieser Erkenntnis kann und muß auf psychologischen Wege erfolgen, der letztlich immer wieder auf Selbstbeobachtung zurückführt. Wenn wir im Institut jedoch nicht psychologische Methoden, sondern die der Hirnforschung bevorzugen, so hat das ganz bestimmte Gründe.

Materielle Befunde im Nervensystem haben einen objektiveren Charakter als die meisten Feststellungen der Seelenkunde. Es gibt Menschen, die zunehmend asozial werden. Kommen sie mit dem Strafgesetz in Konflikt, dann können möglicherweise Sachverständige darüber streiten, ob die Betroffenen bereits als krank anzusehen seien oder nicht. Bekommen wir ein solches Gehirn zur Untersuchung, so stellen wir eventuell fest, daß Zellen der hauptsächlich Assoziationsprozessen dienenden III. Gehirnrindenschicht geschwunden sind. Auch derjenige Psychiater, der zu Lebzeiten des betreffenden Menschen ihn nicht als krank anerkannt wollte, wird bei diesem Hirnbefund seinen Irrtum einsehen. Und ähnliche Fälle gibt es bei konstitutionellen Verbrechern.

Zweitens sind die weitestgehenden Bedingungen des seelischen Geschehens der Selbstbeobachtung überhaupt unzugänglich. Es wird ja heute genug vom Unbewußten gesprochen. Aber der Psychologe kann doch nur das Unbewußte zu Erklärungen heranziehen, soweit es bewußtseinsfähig ist. Zahlreiche nervöse Prozesse aber haben nie

diese Eigenschaft. So mag die Seelenforschung uns den speziellen Inhalt eines Traumes verständlich machen. Sie wird uns aber nie die Tatsache des Träumens erklären, weil diesem eine materielle Veränderung des Gehirns zugrunde liegt, deren Wesen sich im Bewußtsein nicht widerspiegelt.

Der wichtigste Grund ist aber folgender. Wirklich wesentliche Umgestaltungen einer Persönlichkeit und so insbesondere eine Heilung oder Vorbeugung schwerer Geisteskrankheiten erwarten wir für die Zukunft nur von materiellen Einwirkungen auf das Gehirn. Nur wenn es uns gelingt, für bestimmte Gewebsteile des Gehirns besondere Nähr- oder Hemmungssubstanzen zu entdecken und dem Gehirn zuzuführen, werden wir solche Wirkungen erzielen können.

Endlich ist es der Hirnforschung vorbehalten, uns über die Richtung der Weiterentwicklung der geistigen Fähigkeiten des Menschen aufzuklären. Ein Psychologe könnte sich dieselbe so denken, daß allmählich Persönlichkeiten von vielseitigster Leistungsfähigkeit entstehen werden. Die Hirnanatomie vernichtet diesen Zukunftsraum. Die Hirnmasse ist eine räumlich begrenzte und wird es immer bleiben. Wenn Hirngebiete, die einer speziellen Funktion dienen, eine besondere Entwicklung erfahren, so geschieht es dementsprechend auf Kosten anderer Hirnteile. Die Hirnforschung weist so darauf hin, daß die Entwicklung der Menschheit in der Richtung der Entfaltung von Spezialisten und einseitig begabten Führernaturen liegt.

Und über diese von der Natur gegebene und deshalb von uns anzustrebende Höherzüchtung des Gehirns lehrt uns dann noch die Genetik bestimmte Einzelheiten. Ein speziell begabter Mensch muß über alle die Eigenschaften verfügen, die zu dieser Spezialisierung nötig sind. Ich will ein ganz banales Beispiel anführen. Ein Mensch mag noch so musikalisch sein. Ist er aber sehr ungeschickt mit seinen Händen, so kann er kein Virtuoso auf dem Klavier werden. Derartig gute Entwicklungen aller derjenigen Hirnteile, die zu einer Spezialleistung notwendig sind, bezeichnen wir als **Hirnharmonien**.

Es ist nun eine bekannte Tatsache, daß die besondere Begabung eines der Eltern sich meist nicht auf die Kinder überträgt. Warum erfolgt dieses nicht? Der besonderen Begabung eines der Eltern lag eine besondere Kombination der Erbmasse zugrunde. Bekanntlich wird nun auf das Kind nur die Hälfte der Erbmasse jedes der Eltern übertragen, und es kommen so gewisse Anreger für bestimmte Hirneigenschaften in Fortfall. Nur da, wo bei diesem Wegfall das halbe Keimplasma des anderen Elters diese Eigenschaften enthält, vererbt sich eine ähnlich spezielle Begabung. Ausichten, daß solche Möglichkeiten in der Zukunft sich mehr realisieren, sind durch die Erweiterung der Frauenberufe gegeben und durch die dadurch geschaffene Gelegenheiten, daß Männer ihnen ähnlich begabte Frauen kennenlernen und mit ihnen Ehegatten eingehen. Fortreibungen, mit Rücksicht auf die heutige Not dieser zur Höherzüchtung führenden Entwicklung entgegenzuwirken, sind unbiologisch.

Aber es muß dabei noch auf einen Punkt aufmerksam gemacht werden. Die einzelnen Teile der Erbmasse, die die Entwicklung bestimmter Teile des Gehirns in günstigen Sinne beeinflussen, können gleichzeitig ungünstig auf andere Organe einwirken, so daß wir zwar ein leistungsfähiges Gehirn vor uns haben, aber in einem Körper mit verkürzter Lebensdauer. Es muß sich daher die Hirnforschung zu einer allgemein-biologischen erweitern und bei der Pflege von Hirnharmonien nur solche berücksichtigen, die mit einer erblichen Konstitution von normaler Lebensdauer verbunden sind, wenn anders man nicht bereit ist, besondere geistige Fähigkeiten mit einer verkürzten Lebensdauer zu bezahlen.

(„Forschungen und Fortschritte“.)

Karlsruher Konzerte

Erst wenige Tage sind es her, daß Fritz Kreisler in Mannheim vor einem schon seit Wochen ausverkauften Neuenjaal konzertierte und den Betrachtern eine Einnahme brachte, die weit über sein Honorar (angeblich immer noch 6000 Mk.) hinausreichte. Wie anders sah es da in der Karlsruher Eintracht aus, wo

Juan Manén

eigentlich nur für die Galerie spielte, während das Parkett recht dünn besetzt war. Gewiß lassen sich die beiden Geiger nicht ohne weiteres vergleichen, das Publikum wird stets — auch aus Qualitätsgründen — einem Kreisler den Vorzug geben; dennoch glaube ich kaum, daß er hier bei den sehr hohen Eintrittspreisen das selbe überfüllte Haus je gefunden hätte. Ja gerade das Manén-Konzert bestätigte wieder einmal, daß die Plätze für unfre Verhältnisse noch viel zu teuer berechnet werden, ganz abgesehen davon, daß es sich auf die Dauer als unhaltbar erweist, wenn zwar hoch oben eine stattliche Besucherzahl sitzt, im Saal selbst aber gähnende Leere herrscht. Das drückt zudem arg auf die Stimmung und macht sogar die Künstler nervös, die freilich an diesem uneludigen Zustand die meiste Schuld trifft, sofern sie immer noch glauben, zwischen Kartenpreis und künstlerischem Ruf bestehe irgendeine Verbindung. Das ist ein Trugschluss, der sich oft schon und auch in unserem Fall bitter gerächt hat, wenn nun eben die Musikfreise, auf deren Kommen man in der Hauptsache rechnet, ganz wegbleiben. Natürlich fand Manén trotz alledem besonders von Seiten der Jugend viel Beifall vorab mit seinem anerkannt brillanten, in ihrer Brillanz dennoch technisch meisterlich gehandigten Bravourstück. In diesem Schlüssel des Programmes meldete der spanische Geiger sich auch wieder als Komponist und Bearbeiter zu Wort. Man möchte ob ihres kultivierten Musiksinnes eine „Balada“ wohl gelten lassen, obgleich deren impressionistisches Gefühl allmählich doch grausam auf die Nerven geht, jedenfalls hatte aber das Publikum nicht ganz Unrecht, als es die nachfolgende Paganini-Bearbeitung „I palpiti“ mit weit stärkerem Applaus quittierte. Dieser und diversen Zugaben voraus stand eine sogenannte „erste“ Vortragsstunde mit Werken von Mozart, Beethoven und Mendelssohn. Das ist eine dem Romanen und Virtuosen nicht immer wohlwollende Welt. Wie er das Beiche, oft auch Reichliche des romantischen E-Moll-Konzertes mit elegisch

schwärzenden Pathos noch unterstrich, machte indessen nachhaltigsten Eindruck, während allerdings seine Mozart- und Beethoven-Interpretationen mehr eine artige Vorbeugung blieb. Mittätig am Klavier war Franz Holze. Es war das erstemal, daß man dem jungen Pianisten als Begleiter begegnete. Das führte anfänglich zu einigen Unbehagenen und Unsicherheiten; später paßte sich aber Holze variabel und besser den souveränen Eigenheiten seines Partners an.

Am Sonntagnachmittag gab es übrigens in der städtischen Festhalle auch eine Art **Monstre-Konzert**. Es war als Hauptveranstaltung in der Reihe der dieswintlichen Wohltätigkeitskonzerte angekündigt. Neben dem gewöhnlich beträchtlich in die Wagchale fallenden Meinerles erfreute der ungewohnte Anblick eines bis zur allerletzten Stuhreihe dichtbesetzten Saales, und wer nicht etwa der hohen Kunst wegen gekommen war, hatte immerhin das seltene Vergnügen, in diesem

Winternothilfe-Konzert

die Karlsruher Sängervereinigung und das badische Landes-theaterorchester einträglich nebeneinander wirken zu hören. Nach dem jeweiligen sehr stark zu registrierenden Beifall hatte man in der Vortragswahl außerdem das demütlich Richtige, ohne indessen unflüchtige Zugeständnisse zu machen, für ein nach Tausenden zählendes Auditorium getroffen, das sich an der Beethoven-Overtüre „Leonore Nr. 3“ aber an den Weber'schen „Oberon“-Melodien nicht minder begeisterte wie an den verschiedenen Lied- und Chordarbietungen. Zusammen mit Josef Krips, dem Dirigenten des Orchesters, und den beiden Solisten Elise Blant und Adolf Schöpfkin fanden vor allem die vom gesamten, schon äußerlich recht imposanten (1600 Sänger!) Stimmapparat der Sängervereinigung unter der Leitung von S. A. Mann vorgetragenen Werke stürmische Zustimmung. Aber auch die „Concordia“ (Dirigent H. Lehner) und der Lehrergesangverein (Dr. Heinz Knoll) ernteten lebhaften Dank für ihre Einzelbeteiligung, ebenso wie eine Reihe von kleineren Vereinen, die noch zwischen durch auftraten. S. Sch.

Neue Musik Bad Gomburg 1932. In Bad Gomburg findet vom 6. bis 8. Juni 1932 eine Tagung „Neue Musik Bad Gomburg“ statt, die der Förderung des zeitgenössischen Musikschaffens gewidmet ist. Die künstlerische Leitung liegt bei Oskar Holzer und Heinrich Burtard. Das genaue Programm wird noch bekanntgegeben.

kamen einst die riesigen Mastodonten, um die Wasserpflanzen von der Oberfläche „aufzuschaukeln“ und zu verschlingen. Sobald aber ein solcher Elefantentopf sich zu weit in den Morast gewagt hatte, so sank er bei seinen verzweifelten Rettungsversuchen immer tiefer und tiefer und erstreckte schließlich im Schlamm. Von der Luft dicht abgeschlossen, haben sich die Knochen der Tierleichen durch Jahrmillionen hindurch erhalten. Die Massengräber legen Zeugnis von mancher furchtbaren Katastrophe der Tierwelt in der Urzeit ab. Die Funde zeigen ferner, daß unsere Elefanten nur einen kleinen Rest einer einst viel mannigfaltigeren Tierfamilie darstellen.

Neue deutsche Forschungsreise zu den rätselhaften Ruinen Ostafrikas

Reise einer rätselhaften Kultur befinden sich im Wohngebiet eines ostafrikanischen Negerstammes, der Bantoi. Dort sollen sich riesige Ruinen befinden, die aber bisher den Europäern nur von den Hörensagen her bekannt geworden sind. Wahrscheinlich gehören die Ruinen dem südafrikanischen Ruinengebiet an. Diese Ruinen sind die Reste einer alten Kultur, die nach den bekannten südafrikanischen Ruinenfundort Simbabwe benannt wird und über deren Herkunft sich die Wissenschaften bis heute noch nicht im Klaren sind. So wie die Raja-Kultur Mittelamerikas nicht amerikanischer Ursprungs ist, so nimmt man auch an, daß die südafrikanischen Ruinen einer außerhalb Afrikas entstandenen Kultur zugehören. Das deutsche Forschungsinstitut für Völkerkunde hat vor kurzem nun die beiden Gelehrten Dr. Spannaus und Dr. Stämpfer nach Portugiesisch-Ostafrika entsandt, um die Ruinenfelder von Bantoi wissenschaftlich zu untersuchen. Man darf auf die Ergebnisse dieser auf ein Jahr berechneten Forschungsreise sehr gespannt sein.